

Halle'sche Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition: Halle, Leipzigerstraße 87.

Halle a. S., Sonnabend 12. Oktober 1895.

Preis: 20 Pfennig. Berlin SW., Neubrückenstraße 8.

Die heute früh fällige Sitzung des Ministerrats...

Telegramme.

Berlin, 12. Oktober. Das Oberlandesjustizgericht...

Gotha, 12. Oktober. In Gotha bei Friedrichroda...

London, 12. Oktober. In Glasgow gestirbt ein Feuer...

London, 12. Oktober. Die „Ball-Matt-Gazette“...

London, 12. Oktober. Es wird berichtet, das es in Glasgow...

London, 11. Oktober. Der „Neut. Kur.“...

Rom, 12. Oktober. Nach Privatdepeschen aus Catania...

Rom, 12. Oktober. Der König von Portugal wird gegen...

Brüssel, 12. Okt. Eine internationale Diebesbande...

Konstantinopel, 12. Oktober. In den Hafen ist ein russisches...

Deutsches Reich.

Der Kaiser will zur Zeit noch im Jagdschloß...

Gestern Nachmittag hat abermals eine Sitzung des...

In der „Voll.“ lesen wir zu der gleichen Angelegenheit...

Vorausichtlich am 26. November wird der Reichstag...

das die erste Lesung dieser Entwürfe und ihre Überweisung...

Eine indirekte Bestätigung unserer jüngst mitgetheilten...

Eine Reihe von Blättern behauptet, es sei ein offenes...

Der Kolonialrat wird am 28. Oktober zu seiner...

Wie mitgeteilt, hat Graf Mirbach erklärt, er habe...

Das die Herren von dem „Arbeitsministerium“ nicht nur...

Im Gegensatz zum „Ber. Ztbl.“ sind wir der Überzeugung...

Wohler weiß dem „Ber. Ztbl.“, das die angeblich...

Die nicht unerwähnt darf folgende heute vom „Voll.“...

Sichere Informationen beziehen uns darüber, das unmittelbar...

Trotzdem sich die demokratische Volkszeitung in...

Der sozialdemokratische Parteitag hat in seiner...

Zu der Mitteilung, das die zwischen Deutschland...

meinsten Vorzweigs bezüglich der Abschaffung der...

Die Abfassung entspricht, wie wir erfahren, nicht ganz...

Nach Fertigstellung des Bürgerlichen Gesetzbuches...

Im Falle des neuen Auswanderungsgesetzes...

Im Falle des neuen Auswanderungsgesetzes...

Der Senat, Correspondenz“ läßt sich aus Berlin...

Gestern wurde, wie das „Leipziger Tageblatt“...

Parlamentarisches.

Zur Reichstagsparlamentarwahl in Halle-Saalfeld...

Der Landes- und Kreiswahlbezirksrat Landgraben...

Belgien.

Muterei in Luluaburg.

Der „Indépendance Belge“ zufolge sind die...

Frankreich.

Zur Affaire Schwarz.

Schaffung eines Kolonialheeres.

189









[Nachdruck verboten.]

## Hand und Ring.

Criminalroman in drei Büchern von  
H. K. Green.

2]

Im Hofe entſtand jezt Lärm und lebhaftes Stimmengewirr. Die Menge beſtürmte den zurückkehrenden Byrd mit neugierigen Fragen, ohne jedoch die gewünschte Auskunft von ihm zu erhalten.

Byrd, ein junger Geheimpolizist, war erst kürzlich von New-York herübergerufen worden, weil man seine Dienste in einem gerade zur gerichtlichen Verhandlung gelangten Fall zu gebrauchen dachte.

„Nun, was haben Sie ausgerichtet?“ wandte sich Ferris an den eben Eintretenden.

„Der bucklige Rothkopf, wie Sie ihn nennen, ist verschwunden,“ entgegnete Byrd; „vielleicht gelingt es Hunt, seine Fährte wieder aufzufinden. Den Hausfrier, der so ängstlich um die Ecke schlich, während wir vor dem Gerichte standen, habe ich festgenommen; das schien mir das Erste und Wichtigste!“

„Meinen Sie?“ erwiderte Ferris, der des jungen Mannes einnehmenden, aber harmlosen Gesichtsausdruck mit gutmüthigem Spott betrachtete. „Halten Sie etwa den Hausfrier für den Schuldigen, weil jener schlaue Unbekannte unsere Aufmerksamkeit in so auffälliger Weise auf ihn gelenkt hat?“

Byrd erröthete in augenblicklicher Verlegenheit, doch faßte er sich schnell. „Ich weiß noch zu wenig von dem Thatbestand,“ sagte er, „um auf den mutmaßlichen Thäter schließen zu können.“

„Das Verbrechen ist fast genau auf die Weise verübt worden, wie sie der Bucklige angab,“ war des Bezirksanwalts Erwiderung. „Im Begriff, die Wanduhr zu stellen, ist die Frau von hinten zu Boden geschlagen worden, dort liegt das Holzstück, von ihrem Herd genommen, das als Mordwaffe gedient hat; die abscheuliche Theorie wurde sofort in die Praxis umgesetzt.“

„Und glauben Sie, daß eine längere Zeit zwischen der That und ihrer Entdeckung verfloßen ist?“

„Nein. Das Essen dampfte noch in der Küche, wo es zum Anrichten bereit stand.“

„Dann,“ meinte Byrd zuversichtlich, „kann ich Sie versichern, daß der Bucklige den Streich nicht geführt hat, dazu wäre doch wohl seine Anwesenheit hier im Zimmer erforderlich gewesen. Nun habe ich ihn aber den Morgen über mit eigenen Augen im Gerichtssaal gesehen. Er saß in der Nähe der Thür und fiel mir besonders auf.“

„Merkwürdig,“ brummte Ferris in ärgerlichem Ton; er ließ sich nicht gern auf einen Irrthum ertappen.

„Es ist nur ein Schritt über die Straße,“ gab der Doktor zu bedenken, „wie leicht kann er sich eine Zeit lang entfernt haben, ohne daß Sie es gewahr wurden.“

Byrd wußte hierauf keine Antwort. „Der Hausfrier scheint mir ein höchst verdächtiger Bursche,“ äußerte er.

„Schmerzlich hätte er das Geld hier liegen lassen,“ sagte Ferris, auf die Silbermünzen deutend.

„Wer kann wissen, was ihn bewogen hat, sich aus dem Staube zu machen, ohne zuvor die Früchte seines Verbrochens zu ernten? Jedenfalls glaube ich, der Hausfrier wird den Gerichten zu schaffen machen und nicht der Bucklige.“

Sie höflich vor den beiden Herren verbeugend, verließ Byrd mit diesen Worten das Zimmer.

„Möglich, daß der junge Mensch recht hat,“ murmelte Ferris vor sich hin. „Und doch — der Rothkopf muß ein Prophet und Hellscher sein — oder er hat um das Verbrechen gewußt!“

Der Gerichtsarzt nickte zustimmend.

2. Kapitel.

Ein Raſchſchrei zum Himmel.

Seitdem man die Wittve auf ihr Lager gebettet, waren anderthalb Stunden verfloßen, ohne daß eine merkliche Verände-

rung in ihrem Zustand eingetreten war. Außer dem Arzt saßen noch mehrere Nachbarinnen an ihrem Bette auf jeden ihrer Athembewegungen lauschend und des Augenblicks harrend, daß Leben in die unbeweglichen Züge kommen werde, auf welchen schon die Schatten des Todes lagerten.

Im Wohnzimmer besprach sich Ferris mit dem Rechtsanwalt Orkut darüber, was er etwa im Laufe der Jahre von den Verhältnissen der Frau in Erfahrung gebracht habe, mit welcher er in fast täglichem Verkehr gestanden. Draußen am Hofthor bildeten sich noch immer neue Gruppen Theilnehmender oder Neugieriger. Man stritt eifrig hin und her, ob der Hausfrier oder der Bucklige der Mörder sei, sprach von Charakter und Lebensweise der Wittve, von der Möglichkeit ihres Wiederaufkommens, wiederholte die Aussprüche des Doktors und stellte eigene Vermuthungen auf.

Byrd, der junge Geheimpolizist lehnte am Gitter, scheinbar mit eigenen Gedanken beschäftigt, und ließ sich das bunte Stimmengewirr ruhig um den Kopf herumwirren. Auf einmal erschalle ein kurzer Ausruf — es entfiel eine plötzliche Stille — dann ward eine klare, volltönende Frauenstimme vernnehmbar, welche die herrliche Frage that:

„Habe ich recht gehört — ist es wahr — Frau Klemmens ermordet — von einem Vagabunden in ihrem eigenen Hause? — Gebt mir Antwort!“

Sofort hefteten sich aller Augen auf die Sprecherin, die von der Straße her kam. Byrd sah, wie sich die Menge theilte und ein junges Mädchen in den Hof trat. Es war eine auffallende Erscheinung, majestätisch in Haltung und Geberde, eine hohe, stolze Gestalt, die den Blick wohl unwillkürlich gefesselt hätte, selbst wenn die Gesichtszüge des Mädchens nicht so blendend schön gewesen wären. Hatte man aber erst einmal in dies Antlitz geschaut, so vermochte man sich schwer wieder loszureißen. Es lag ein räthselhaftes Etwas darin. Nicht nur die hohe, weiße Stirn, die tiefklaren Augen, deren durchsichtiges Grau unaufhörlich zu wechseln schien, die gerade, feingeschnittene Nase, die schönen Farben, der ausdrucksvolle Mund war es, was den Beschauer selbst gegen seinen Willen festhielt — mehr als durch ihre Schönheit, durch den Reiz ihrer blühenden Jugend, festsetzte sie durch ihr ganzes eigenthümliches Wesen. Man fühlte, dies war ein Weib, das man anbeten, dem man sich blind ergeben konnte, aber das zu begreifen man nie hoffen durfte.

Ihr Anzug war von dunkelgrüner Farbe, die Handschuhe hielt sie in der Hand, ihr ganzes Auftreten drückte die äußerste Bestürzung aus.

„Ist sie tot — sagt mir's, wenn Ihr's wißt?“ wiederholte sie heftig, als Alle noch immer schwiegen.

„Schwer verletzt ist sie,“ ließ sich endlich ein derber Bursche vernehmen, „der Arzt giebt keine Hoffnung.“

Der Eindruck dieser Worte war unverkennbar. Eine fahle Blässe bedeckte urplötzlich das Gesicht des Mädchens, krampfhaft preßte sie die Hände zusammen und schien nur mühsam ihre Fassung zu bewahren, doch stand sie hochaufgerichtet da, sich gewaltig bewegend.

„Schrecklich, schrecklich,“ murmelten ihre Lippen als spräche sie zu sich selbst, „es kann nur Unheil daraus entstehen.“ Dann, als besinne sie sich plötzlich wo sie sei, wandte sie sich kopfschüttend an die ihr zunächst Stehenden: „Und ein Hausfrier soll der Thäter sein?“

„Man hat ihn als des Mordes verdächtig festgenommen.“

„Dann müssen ja wohl dringende Beweise gegen ihn vorliegen,“ sagte sie. „Sich den Weg durch die Menge bahnend, welche ihr ichen und ehrerbietig Platz machte, betrat sie das Haus. Byrd hatte sich vorgebeugt, um ihr nachzublicken, aber das runklige Gesicht eines alten Weibes, das nach derselben Richtung schaute, versperrte ihm die Aussicht.“

„Kennen Sie die Dame?“ wandte er sich an das Weib, „sie ist wohl eine Verwandte von der unglücklichen Frau?“

Die Züge der Alten nahmen einen grimmigen Ausdruck an. „Nein,“ krächzte sie heiser, „nicht einmal eine Bekannte.“

Die Antwort kam Byrd unerwartet; es schien ihm wohl der Mühe werth, der Sache näher auf den Grund zu gehen. Eben wollte er dem Fräulein ins Haus folgen, als er sich von dem Weibe zurückzuziehen sah.

„Ich meine nur,“ flüsterte sie geheimnißvoll, „sie waren nicht auf Besuchsfuß; gekannt haben sie sich natürlich, wie wäre das anders möglich in unserer kleinen Stadt.“

Byrd fand die junge Dame mitten im Wohnzimmer stehen, in stolzer entschlossener Haltung, den Blick auf die Thüre geheftet, die in Frau Klemmens Schlafgemach führte; Rechtsanwalt Drkutt war zu ihr getreten.

„Dies ist kein Platz für Sie, Imogen,“ sagte letzterer mit wahrhaft väterlicher Besorgniß; „was suchen Sie hier an dem Ort des Schreckens? — Gehen Sie lieber heim; bei meiner Rückkehr sollen Sie alles erfahren, was Ihnen zu wissen frommt!“ seine Stimme klang sanft, fast zärtlich.

Ihre Augen suchten den Boden: „ich weiß, ich habe kein Recht hier einzubringen,“ versetzte sie, aber ich kann nicht gehen, ohne den Ort gesehen zu haben, wo man die arme Frau in ihrem Blute gefunden hat und die Mordwaffe, mit welcher der Streich geführt wurde; bitte, zeigen Sie mir alles, Herr Ferris!“ Sie schien die Gewährung ihres seltsamen Verlangens mit Zuversicht zu erwarten, als sei sie sich der Macht ihrer Persönlichkeit bewußt.

„Ich will den Coroner fragen,“ versetzte der Bezirksanwalt und ging nach dem Ezimmer. Sie wartete jedoch die Erlaubniß nicht ab, sondern folgte ihm auf dem Fuße zu dem Schauplatz der Schreckensthat, wo sie sich alles genau zeigen und berichten ließ. Niemand widersetzte sich ihrem Willen, es schien, als habe sie nur zu befehlen, um ihre Wünsche erfüllt zu sehen: alle behandelten sie mit Rücksicht, fast mit ehrfurchtsvoller Scheu, nur Drkutt sah aus, als verurtheile ihm ihr Benehmen Unruhe und Besorgniß.

„Und ein Hausfrevler hat die That verübt?“ rief sie aus, gedankenvoll vor sich niederblickend. Blöglück stuzte sie — Byrd, der allen ihren Bewegungen folgte, sah wie sie einen Schritt vorwärts that und den Fuß sorgfältig auf eine Stelle des Teppichs niedersehte.

„Sie hat etwas erspäht,“ dachte der Geheimpolizist und wartete, daß sie sich hinunterbeugen werde; aber sie stand aufrecht da und schien nur durch allerlei Fragen die Aufmerksamkeit der Anwesenden von ihrer Person ablenken zu wollen.

„Klopft da nicht jemand an der Hintertür?“ rief sie plötzlich. Doktor Tredwell ging nachzusehen.

„Haben Sie nichts gehört?“ wandte er sich an Ferris. Auch dieser blickte nach der Richtung hin. Aber ein Auge beobachtete sie noch von der Thür des Wohnzimmers aus; dies bemerkend verzichtete sie auf jeden weiteren Versuch.

Von der Thür her vernahm man ein leises Gespräch, konnte jedoch im Zimmer die Worte nicht verstehen. Es war eine Botenschaft aus dem Gasthaus, wo der Hausfrevler einstweilen als Gefangener bewacht wurde. Der Mensch hatte in schredlicher Angst eingestanden, er habe aus einem Hause, wo man ihm zu essen gegeben, mehrere Köffel mitgenommen. Er glaubte, man wolle ihn um dieses Diebstahls willen ins Gefängniß führen und gab freiwillig seinen Raub heraus. Von dem furchtbaren Verdacht, der über ihm schwebte, hatte er offenbar keine Ahnung.

Dem Bezirksanwalt schien diese Nachricht nicht unwillkommen.

### Laibach.

#### Ein Besuch der Stätte des Erdbebens.

Die Wege vom Glück zum Unglück liegen nicht weit auseinander, die Wege, die hineingleiten zu den Stätten der Freuden und Fröhlichen führen oft auch hin zum Heim der Müheligen und Beladenen.

Der märchenhafte Glanz Venedigs ist verschwunden, dahin der wundervolle Traum, der vor und in uns aufstehen läßt die mächtigen Rünfte und Menschen vergangener Jahrhunderte. In geheimnißvollem Dunkel liegt der Canale Grande, auf dem vor wenigen Stunden noch Licht, Leben, Jubel geherrscht haben, Raketen und Leuchtflugeln aus den Höhen, wie vom Himmel gefallene leuchtende Rubinen und Smaragden herabgelaßt, weithin strahlende Feuer amorgestiegen sind und die unvergänglichen Schönheiten von la Bella Venegia zauberisch erhellt haben.

Mitternacht ist da! Der mächtige Dampfer lichtet die Anker, das Märchenland verschwindet, hinaus gehts in die Sternennacht durch die im vornehmen Stolge ruhig dahinfließende Adria. Der

„Nun, wir werden ja sehen,“ sagte er wieder ins Zimmertretend und fügte hinzu, als er die Blicke der jungen Dame ungeduldig fragend auf sich gerichtet sah: „Es scheint sich doch als sehr zweifelhaft zu erweisen, ob der Hausfrevler der Thäter ist.“

Sie schrak zusammen und trat unwillkürlich auf Ferris zu. Sogleich näherte sich Byrd der Stelle, wo der kleine Gegenstand lag, den sie vorhin mit ihrem Fuß bedeckt hatte; es war ein Ring, den er gelassen aufgehob.

Sie gab nicht acht darauf, sondern fragte, den erregten, fast angst erfüllten Blick auf den Bezirksanwalt richtend, mit erschütterter Stimme:

„Was sagen Sie? Nicht der Hausfrevler? Aber wer ist dann der Mörder?“

„Das ist bis jetzt noch eine offene Frage,“ entgegnete Ferris, das aufgeregte Mädchen verwundert betrachtend.

„Beruhigen Sie sich doch, Imogen,“ nahm hier Drkutt wieder das Wort; „wozu diese heftige Gemüthsbewegung über eine Angelegenheit, die doch für Sie nicht von so entscheidender Wichtigkeit ist. Ich bitte Sie dringend, kommen Sie nach Hause!“

Ein abweisender Blick war ihre ganze Antwort auf die wohlgemeinte Ermahnung; sie stand unbeweglich da, das Auge bald auf den einen bald auf den andern der Herren gerichtet, als suche sie in deren Mienen eine Bestätigung der entsetzlichen Furcht zu lesen, die sich in ihrem Innern barg.

Da fühlte sie ihren Arm berührt.

„Entschuldigen Sie mein Fräulein,“ sagte hinter ihr eine Stimme in sorglos heiterem Tone, „gehört dies vielleicht Ihnen?“

Wie aus einem Traum erwachend, wandte sie sich um; aller Augen schauten auf Byrd, in dessen geöffneter Hand ein werthvoller Diamantring funkelte.

„Ich fand ihn am Boden zu Ihren Füßen,“ erklärte der Geheimpolizist der jungen Dame in ehrerbietigem Ton. In Drkutt's Zügen malte sich heftige Bestürzung, auch die übrigen zeigten ihr Erstaunen beim Anblick des kostbaren Juwels.

Imogen dagegen hatte auf einmal ihre volle Ruhe wieder gewonnen, wie dies starke Naturen im Augenblick der Gefahr vermögen.

„Ich danke Ihnen,“ erwiderte sie, sich anmuthig verneigend und die Hand langsam nach dem Ringe ausstreckend. „Ja, er ist mein, ich habe ihn wohl fallen lassen, ohne es zu bemerken.“ Sie sah Drkutt's fragenden Blick auf sich gerichtet und erröthete leicht, steckte aber ohne zu zögern den Ring an den Finger.

Der junge Geheimpolizist war von dieser Wendung der Dinge höchlich überrascht. Daß sie sich so kaltblütig einen Gegenstand aneignen würde, von dem er alle Ursache hatte zu glauben, daß er ihr nicht gehöre, hatte er nicht erwartet. Es beunruhigte ihn innerlich in hohem Grade, um so mehr, als die beiden andern Herrn den Vorgang als ganz natürlich zu betrachten schienen; doch besaß er Selbstbeherrschung genug, nichts von seinem Argwohn merken zu lassen. Mißvergnügt, daß ihm der Versuch so schlecht gelungen war, trat er an ein Fenster des Wohnzimmers.

„Nun kommen Sie, Imogen, ich begleite Sie nach Hause,“ sagte jetzt Drkutt dem Fräulein den Arm reichend, länger können Sie doch unmöglich hier bleiben wollen.“

(Fortsetzung folgt.)

Morgen dämmert, die Sonne dringt siegreich durch die feinen aufsteigenden Wasserdampfe, welche durch die Nacht und den Glanz des sich mächtig ausbreitenden Lichtes vernichtet werden. Aus der Ferne grüßt Triest. Die Bahn führt nach Station Adelsberg, die um 1/2 11 Uhr Vormittags erreicht ist. Eine andere Märchenwelt zieht uns lockend und stauend hinab. Tief unter der Erde wölbt sich ein weiter Dom, ein Gotteshaus von feierlicher Größe, locht in lichtem Glanz ein herrlicher Tanzsaal. Die an irdische Freude gemahnende Stätte schwindet und emporsteigt, Berg und Auge packend, der Calabrienberg, erheben sich Steinergestalten und Maaßstäben, senkt sich hernieder ein feiner weißer Vorhang, zu dessen Vollendung die geheimnißvoll webende Natur Jahrtausende und Jahrtausende gebraucht hat. Die Reise durch das Tropfstein-Zauberland, genannt die Adelsberger Grotte, ist beendet, der Weg führt weiter, vorbei an freundlichen Städten und blühenden Dörfern, vorbei an Berg und Thal, überall Bilder und Stätten der Fröhlichkeit, des glücklichen Waltens von Natur und Mensch. Allmählich schwinden Glück und Freude, der Zug hat jenen Ort erreicht, an dem die Natur sich vor kurzen Wochen in ihrer ganzen unheimlichen, unsichtbaren und verderben-

bringenden Macht gezeigt, das Wehen und Streben der Menschen nicht gemacht hat, an dem erst in der vorvergangenen Nacht allüberall die Erde bebte, neues Glend vorrückend. Gestern gen Mitternacht noch im Reiche der Kunst und des Lebens, heute, da die Mittagssonne hell und hoffnungsfröhlich strahlt, am Ort des Jammers und der Vernichtung.

Gestern Glück, heute Unglück; gestern Venedig, heute Laibach. Wir glaubten, die Erde hatte sich gespaltet und würde uns Alle verschlingen. Es donnerte und rollte unter der Erde, es trachte in allen Zugen. Dächer und Schornsteine stürzten ein, ein förmlicher Ziegel- und Steinregen ergoß sich über die Stadt. In unsern Wohnungen schwankte Alles hin und her, als ob wir uns auf einem vom Sturm gepeitschten Schiffe befänden. Wir flüchteten auf die Straße, in der Alles wild und verzweifelt durcheinanderlief, schrie, betete, fluchte oder jammerte. Die Leute, die Verstand und Herz auf dem rechten Fleck behalten hatten, erinnerten sich der Unglücklichen, der Kranken. Sie stürzten in die Häuser zurück und holten die Hülflosen heraus; wie Helldinnen, die von Kraft, Glauben und Menschenliebe besetzt sind und so allen Gefahren trugen, benahmen sich die barmherzigen Schwestern, die ihr eigenes Leben nicht achtend, aus dem Hospital, das jeden Augenblick zusammenzubrechen drohte, die Kranken herauszuschleppen.

So ungefähr schilderte mein Führer die Nacht, in der Laibach zuerst von dem großen Erdbeben heimgefuhr wurde. Wie unterirdische Gewalten in der Landeshauptstadt des Herzogthums Krain gewüthet, Werdendes und Beistehendes zerstört und vernichtet haben, das beweist heute noch der Anblick der Stadt. Keine Straße, ja fast kein Haus, das nicht Spuren der Katastrophe zeigte. Allerdings, wer da vermutete, Laibach als einen wilden Trümmerhaufen zu finden, auf den Ruinen eingestürzter Häuser weilen zu können, der hat sich die ohnedies zur Genüge entsetzlichen Folgen der Katastrophe falsch ausgemalt. Nach dem Urtheil der Sachverständigen wird nahezu die ganze Stadt neu aufgebaut werden müssen, denn nach Ansicht dieser Commissionen müssen 25 Prozent sämmtlicher Häuser niedergegriffen und 65 Prozent umgebaut werden; allein auch die übrig bleibenden 10 Prozent bedürfen mehr oder minder der Reparaturen. Man ist mit Eifer darangegangen, um wenigstens nach außen hin das Bild des Schreckens zu mildern. Die Schutthaufen wurden weggeschafft, und all die Häuser, die namentlich in ihren oberen Theilen Schäden erlitten hatten, nothwendig ausgebessert. Hierbei sei constatirt, daß das Erdbeben ganz besonders die oberen Stockwerke heimgesucht, während es die Fundamente und kleinen Häuser mehr oder minder verschonte; so haben insolge dessen alle modernen Bauten sowie alle öffentlichen Gebäude, wie Kirchen, Theater, Museum, Gefangenanstalt und Krankenhäuser empfindlichen Schaden erlitten.

Ganz Laibach gleicht heute einem haufälligen Hause, dessen Riße man nach allen Seiten hin zu verdecken sucht, einem anscheinend genesenen, aber innerlich frankten Wesen, das, um nicht zusammenzubrechen, von allen Seiten gestützt werden muß. Ueberall Pfähle und Balken, welche in den Straßen fest eingerammt sind und die Gefahr des Einsturzes der Häuser verhüten sollen. Die Trottoirs gleichen dem Fundament von Brückenpfeilern, zwischen denen die Menschen sich hindurchschlängeln müssen, ja selbst die Fahrwege durchkreuzen Hunderte und Tausende von Balken, welche die gegenüberliegenden Häuser gegenseitig stützen. Das Bild ist immer eigenartig, aber immer gleich; an allen Ecken und Enden hat man das gleiche Gefühl, daß diese Balkenstadt etwas Erkünsteltes und Unnatürliches ist, wird man das Empfinden nicht bloß, daß hier alles schwankt und unsicher ist.

Laibach, in dem 24 199 Slovenen und 5127 Deutsche wohnen, ist eine sehr fromme Stadt; jetzt wird der Gottesdienst, da fast alle Gotteshäuser beschädigt sind, noch vielfach auf öffentlichen Plätzen abgehalten. Außer ihrer Frömmigkeit aber bejeht die Laibacher, namentlich die unteren Klassen, auch ein hoffnungsfröher Optimismus. Auch bei ihnen zeigt sich, daß von tiefster Resignation bis zu höchster Freude manchmal nur ein Schritt ist. Die mit Recht vielgepriesene Wiener Wohlthätigkeit, namentlich die energische Hülfsbereitschaft der freiwilligen Rettungsgesellschaft, die sofort mit Hülfssbaracken und mit ganzen Wagenladungen von Speisen herbeieilte, hat sich auch hier bewährt. Nach dem ersten Genuße der reichlichen Mahlzeiten stieg das Hoffungsgefühl der Laibacher, die ein warmes Mittageßen mindestens sechs Mal in der Woche verthehren müssen, um ein beträchtliches, und als sogar Gelder vertheilt wurden, da verwandelte sich das Leid in Trauer, da war das Erdbeben ein festliches Ereigniß, ein vom gütigen Gott gesendeter glücklicher Zufall. Leute, die nie etwas zu ver-

lieren hatten und Glend und Jammer zur Schau trugen, bekamen plötzlich Geld in die Hände, Summen, die sie nie beieinander gelehrt hatten. In den Wirthshäusern dankten sie dem Himmel bei Schnaps, Wein und Bier für die Prüfung, die sie mit Freuden auf sich nahmen; die Zehnquldennoten an dem Hut befestigt, durchzogen sie die Straßen ohne Groll und Mißmuth, wie fromme Menschen, die sich dem Schicksal freudig unterwarfen, gläubig singend „Zivio potree!“ „Hoch das Erdbeben“, dessen Wiederholung für diese widerstandsfähigen Leute die Wirkung des Schreckens verloren hätte und keine ungünstige Aufnahme finden würde. Die anscheinend ungeheure Thatsache, über die bisher nichts an die Oeffentlichkeit gebrungen ist, kann, psychologisch erklärt, vielleicht sogar etwas entschuldigt werden. Der Jahre Wechsel der Situation, der überraschende Uebergang vom Jammer zur Freude, von der Noth zum Ueberfluß, — denn für diese Leute bildet der Gratisgenuß warmer Speisen und der Besitz mehrerer Goldnoten einen nie gefannten Ueberfluß — mag diese seltsame Kulbigung für das Erdbeben, diese cynische Auffassung eines allgemeinen Unglücks erzeugt haben. Und doch erkennt derjenige, der tiefer blickt, daß hier unter Umständen eine blühende Stadt nicht nur dem baulichen, sondern auch dem wirthschaftlichen Untergang anheimzufallen kann. Die Wohlhabenden und Unabhängigen haben Laibach verlassen, die soliden Geschäftsleute und Handwerker, die an die Scholle gebunden sind, liegen brach, und nur jene Armen, die nicht zu den Verschämten gehören, jene Arbeitslosen und Arbeitscheuen vermögen die Größe des Unglücks, nicht zu ermessen, denn noch werden Freiportionen ausgetheilt, noch sind Guldenzettel zu erwarten; hoffentlich kommen diese den wirklich Armen und den von der Katastrophe Betroffenen, die Hilfe und Aufmunterung verdienen, zugute.

Bewundernswürth war die Energie, mit der für all die Tausende von Obdachlosen Unterkunft geschafft wurde. In wenigen Tagen war Laibach eine Barackenstadt. Große Holzbaracken sind die Heimstätten für Kranke und Gesunde. Das Lazareth besteht aus einem mächtigen Schuppen, in denen die armen Kranken, nicht immer geschützt vor Sonne und Regen, nach Möglichkeit gut untergebracht sind. Hunderte von Familien wohnen in diesen leicht zusammengeschimmerten Holzquartieren, von denen kleine, zur Aufnahme der Kochherde bestimmte Buden stehen. 20 bis 30 Parteien hausen in einer solchen Baracke, jede Familie hat ihren besonders abgetheilten Raum, in dem auch das getretete Mobiliar steht. Die Leute fühlen sich in ihren Quartieren vorläufig ganz wohl, aber der Winter dürfte neue Noth heraufbeschwören und den Aufenthalt in diesen Holzwohnungen zur Unmöglichkeit machen. Was soll dann aus allen diesen Tausenden werden? denn es müßte mit Wundern zugehen, wenn bis zum Beginn der kalten Jahreszeit die alten Bauten reparirt und die erforderlichen neuen hergestellt sein sollten. Die Häuser sind verlassen, die Geschäfte leer, selbst die großen Kaufleute und Bankiers haben ihre Magazine in Holzbaracken untergebracht; diese stehen auf dem Sternplatz, auf dem die Laibacher im Jahre 1860 ihrem Ehrenbürger, dem Feldmarschall von Radetzky, ein Denkmal errichtet haben. Der berühmte Grazer Geologe, Professor Hörnes, äußert sich über die Katastrophe in folgender Weise: „Das tragische Laibacher Erdbeben beschäftigt nicht nur Oesterreich, vielmehr die ganze gebildete Welt. Verschiedene Ursachen haben verschiedenartige Erdbeben zur Folge und solche sind: 1. Die Einsturzerdbeben, welche dann entstehen, wenn unterirdische Höhlen einstürzen, welche insolge unterirdischer Gewässer oder anderer Elemente entstehen. Solche Erdbeben sind nur lokaler Natur. 2. Die vulkanischen oder Explosions-Erdbeben, durch welche Stöße entstehen, die durch Gale erzeugt werden, welche aus noch thätigen oder schon erloschenen Feuerhöhlen entspringen. 3. Die tektonischen oder Dislokations-Erdbeben, solche wie jenes, welches in Laibach stattfand. Dieser Art Erdbeben entsteht durch Häufung und Zusammenziehung der Erdschollen in den Gebirgen, bei welchem Anlasse sich die Erdschollen verschieben, einstürzen, brechen und zerklüften, insolge dessen die Erde erbebt und das Erdbeben verurteilt. Die Zerklüftungen entstehen in der linearen Erdbebenzone in queren Stosslinien, wellenförmig von Laibach gegen Triest und deren Umgebung in den südöstlichen Alpen in den jüngern Erdschollen mit unterirdischem Rollen, Gerassel und Geräusch bis nach Tyrol, Italien und Südbungarn. Die Dauer des Erdbebens ist sehr unterschiedlich. Die ersten Stöße sind die stärksten und verursachen den meisten Schaden, und es ist sehr gläublich, daß sich die Stöße nicht mehr erneuern, oder mindestens nicht in dieser Stärke; aber es kommen Fälle vor, daß sich Erdbeben ganze Wochen, Monate, auch ganze Jahre lang wiederholen. Trotzdem sollen die Laibacher nur muthvoll und ohne Angst wieder an den Aufbau-

Ihrer Stadt schreiten, sehr stark beschädigte Häuser soll man aber nicht einer Reparatur unterziehen, vielmehr baue man neue Häuser ohne viele Stockwerke und Wohnungen. Dies sind die besten Sicherungsmittel. Aus den Ruinen wird ein neues schönes Laibach erblühen." So der große Geologe, der herab von der Finne seines Wissens den Laibachern eine hoffnungsvolle Zukunft kündigt. Möge ihn die neuerdings wieder unheimlich grollende Mutter Gaa nicht Zügen strafen.

Der Schaden, der das Erdbeben in der Stadt und ihrer Umgebung angerichtet hat, wird auf 7 Millionen Gulden berechnet. Nahezu 12 Millionen Mark verschlang die Katastrophe, selbst die angestrengteste Wohlthätigkeit könnte diese Riesensumme nicht aufbringen, Sache und Pflicht des Staates ist, es der heimgejuchten Stadt aufzuhelfen.

Umsäumt von einem anscheinend freundlichen Moorthal, das sich wie verkappte, grün bewachsene, weiche Lavamasse hinzieht, umgeben von hohen, schneebedeckten Bergen und sanft aufsteigenden Hügeln, auf denen friedliche Auen einladend sich ausbreiten, erscheint das aus der Ferne betrachtete Laibach wie eine Stätte, in der die Natur in ihren lebenswürdigen Reizen sich offenbart und Ruhe und Frieden heimisch sind. Vielleicht blüht in nicht allzuferner Zeit neues Leben aus den Ruinen, vielleicht verwandelt sich das ehemalige, armselig dreinschauende Laibach mit seinen alten, schwachen Häusern in eine blühende Stadt mit modernen festen Bauten. Wenn dann das neue Laibach da steht, verschönt in seinem Außern, verjüngt in seinem Innern, dann dürfte eine rafflos vorwärts strebende Generation, die sich von aller Sentimentalität befreit und nur den praktischen Vortheil im Auge hat, die unheilvollen Konsequenzen der Schreckenskatastrophe überwinden und vergessen haben, die glücklichen Folgen dieses Ereignisses in nüchterner Dankbarkeit abwägen und alsdann vielleicht nicht ganz mit Unrecht ausrufen: „Zivio potrec!“ „Hoch das Erdbeben!“

### Allerlei.

Den „Lustigen Blättern“ entnehmen wir folgende Satire: Bennigsen's Privatbriefe. „Wäre es dem wohl Abgeordneten Dr. v. Bennigsen erwünscht, wenn seine an intime politische Freunde gerichteten Privatbriefe von unbefugten Händen veröffentlicht würden?“ so fragt ein Berliner Blatt und die Welt fragte weiter: „Was mag nur in diesen Briefen stehen?“

Wir sind in der Lage, die Antwort hierauf zu ertheilen und wir müssen bekennen: auch Bennigsen ist nicht besser als mancher andere Parteiführer, dessen Schicksal besiegelt wird, sobald seine intime Korrespondenz ans Tageslicht kommt! Hierfür mögen die nachfolgenden Proben, die wir unbefugter und indiscreter Weise veröffentlichten, den Beweis liefern:

Hannover, den . . .

Lieber Neffe! Du brauchst auf der Universität entschieden viel zu viel Geld; kommerziell nicht so viel und du wirst mit weniger auskommen. Nimm diesen Rath statt der verlangten fünfzig Mark, die ich Dir diesmal nicht sende. Mit Gruß

Dein getreuer Onkel Rudolf von Bennigsen.“

Die Echtheit dieses Briefes ist verbürgt. Wir haben ermittelt, daß der betreffende Neffe, der in Göttingen studirte, die erbetene Summe notwendig brauchte, um einen Bismarck-Kommerz mitzumachen, und daß er durch die Weigerung Bennigsen's in die traurige Zwangslage verlegt wurde, diesem Kommerz fernzubleiben. Was ist also in diesem Briefe enthalten? Eine geheime Agitation gegen den Bismarck-Kultus, eine verstickte und hämische Nörgerei gegen den Schöpfer des deutschen Reiches, dem Bennigsen in der Dessenlichkeit huldigt, während er ihm privatim den Herzen der Jugend abwendig macht; also das bekannte Doppelspiel!

Hannover, den 2. Sept. . . .

Lieber Freund! Komme doch heute Abend ein bißchen zu mir! Ich bin ganz allein zu Hause und sehr mißgestimmt. Vielleicht gelingt es Deinem lebenswürdigen Geplauder, mich aufzuheitern. Mit Gruß. Dein Bennigsen.“

Dieser Brief ist nach Ausweis des Poststempels am Sedantage geschrieben. Die Thatsache, daß Bennigsen an diesem Festtage zu Hause blieb, anstatt sich die Illumination anzusehen und an der allgemeinen Volksfreude theilzunehmen, spricht an sich deutlich genug für resp. gegen den Charakter des Schreibers. Wir erfahren aber noch dazu, daß ihn der Gedanke an die glänzende Waffenthat der deutschen Heere in übler Laune gesetzt hat; in der That ein hübsches Bekenntniß für den einstmaligen Begründer des deutschen Nationalvereins!

Hannover, den . . .

Lieber Freund! In der heutigen Nummer des „Vorwärts“ lese ich meinen eigenen geheimen Erlaß von vorgelesen. Wie mag der nur in dieses Blatt gekommen sein? Wenn Du eine Vermuthung hegit, so theile sie baldigst mit Deinem Bennigsen.“

Das Bennigsen die „heutige Nummer des Vorwärts“ bereits gelesen hat, verdient als interessantes Geständniß festgenagelt zu werden. Wo hat er sie gelesen? Im Café oder in der Kneipe? Das ist kaum anzunehmen, denn ein Oberpräsident besucht doch keine öffentlichen Wirthschaften. Also hat er sie zu Hause gelesen, und hieraus folgt wiederum, daß er auf den „Vorwärts“ abblickt, ergo ein stiller Sozialdemokrat ist. So steht, im Lichte seiner eigenen Korrespondenz betrachtet, der Chef der Nationalliberalen aus! Kette Enthüllung, deren Werth durch nachstehende Zeilen noch gesteigert wird:

„An das Magazin von Schulze u. Comp.“

Bitte senden Sie mir für meine Arbeitsstube eine hübsche Gas-Krone, für Glühlicht eingerichtet; ich werde jedenfalls Vorwahlen Bennigsen.“

Da haben wir's! Er wählt Auer, er giebt seine Wahlstimme einem notorischen Umstürzer! Und in derselben Minute, in der er dies zu Papier bringt, hat er den Muth, von der „Krone“ zu reden! Nun, wir dächten, diese Proben wären zur Kennzeichnung des Mannes genügend!

Für die Echtheit der Briefe und die Richtigkeit der angehängten Kommentare übernimmt die Verantwortlichkeit

Der Vorstand des politischen Vereins „Calumnia“

Wer sind die reichsten Frauen der Welt? Sennora Cousino, Miß Lettie Green, die Baronin Burdett-Goutts, Madame de Barrios (Marquise de Hoda), Miß Mary Garrett von Baltimore und die große russische Grundbesitzerin Madame Woleska. Sennora Cousino, eine südamerikanische Wittve, soll 40 000 000 Pfrl. besitzen. Außer großen Güterkomplexen gehören ihr Eisenbahnen, Silber-, Kupfer- und Kohlengruben und unerschöpfbare Kowelen. Allein die Kohlengruben bringen ihr 17 000 Pfrl. monatlich ein. Aus den Silber- und Kupferminen bezieht sie 20 000 Pfrl. monatlich. Miß Lettie Green ist die reichste Dame Nordamerikas. Die Marquise de Hoda ist die Gattin eines spanischen Granden. Sie ist in Guatemala geboren. Der damalige Präsident des Landes, Senor de Barrios, heirathete sie, als die vierzehnjährige sich noch im Kloster zu ihrer Erziehung befand. Die Einwände der Oberin überwand er sehr einfach, indem er dieselbe ins Gefängniß warf. Der Direktor mußte sich zu bereichern, ehe er in der Hauptstadt erschossen wurde. Bei seinem Tode hinterließ er seiner Wittve 5 000 000 Pfrl. Miß Mary Garrett von Baltimore, die Tochter des früheren Präsidenten der Baltimore und Ohio-Eisenbahn, besitzt 2 000 000 Pfrl., welche in dem sehr lobnenden Unternehmen angelegt sind. Madame Woleska soll ebensoviel ihr Eigen nennen. Beachtenswerth ist, daß alle sechs Damen ihr ungeheures Vermögen selbst und das ganz geschäftsmäßig verwalten.

### Vom Büchertisch.

(An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher, Broschüren zc. angezeigt. Besprechung nach Auswahl vorbehalten.)

Die soeben erschienene Nummer für Oktober von **Westermann's Illustrierten Deutschen Monatsheften** bringt eine Fülle von anziehendem Unterhaltungsstoff und werthvollen wissenschaftlichen Beiträgen. Eröffnet wird das Heft mit dem Beginn einer Erzählung „Con flocci“ von Ossip Schubin, worin die berühmte Erzählerin ein ganz neues Stoffgebiet betritt. Eine Novelle „Zukunftsmusik“ von Wilhelm Berger ist von fein humoristischer Wirkung. Zahlreiche schöne Illustrationen sind dem interessanten Aufsatz über „Canova“ von Oskar Vie beigegeben; ebenso ist die Schilderung „Die große Chartreuse“ von Theodor Harten mit vielen Abbildungen geschmückt. Eine Abhandlung über „Ludwig XVII.“ oder vielmehr über den Prätendenten Naundorff von Arthur Kleinschmidt ist mit interessanten Porträts versehen, und ein Artikel über die „Bege unferes Hochwüldes“ von Adolf Müller bringt gleichfalls gute Abbildungen. Besondere Aufmerksamkeit aber wird die nachgelassene Arbeit von Robert Hammerling über die „Deutsche Venus-Lannhäuser-Sage“ beanspruchen dürfen. Eine kleine Arbeit über „Horde und Familie“ von August Wamische, sowie litterarische Kritiken beschließen das Heft.

— **Neue Wiener Modelle.** Unter diesem Titel veröffentlicht die „Wiener Mode“ ein colorirtes Prachtalbum der Herbstmoden, das jeder Schneiderin, jedem Modesealon, wie auch jeder Dame, die ein außergewöhnlich elegantes Garderobestück anfertigen will, bestens zu empfehlen ist. Die in Aquarellfarben colorirten Tafeln, sowie der farbenprächtige Umschlag bilden eine Fierde für jeden Salonlieb und weichen in Bezug auf Mode ebenso wie die 50 anderen Kleidermodelle einen hochleganten echt Wienerischen Geschmack verbunden mit praktischer Einfachheit auf. Den Preis von Mk 2,50 für das Album müssen wir als sehr mäßig bezeichnen.

Verantw. Redacteur: Dr. Walter Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto Thiele Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.